

## Lehmgrubennoldi

Mit geschlossenen Augen, unbeweglich bleibt er liegen. Einen Moment lang – oder sind es Stunden? Angestrengt versucht er, zu denken, die aufwirbelnden Bilder zu beruhigen. Er braucht noch etwas Zeit, mehr Zeit, um sich zu vergegenwärtigen, warum er eigentlich hier liegt, auf diesem harten Untergrund, in dieser unbequemen Stellung. »Ist so das Sterben – der Tod?«

Wie in einem Blitzlicht sieht er das Gesicht seiner Freundin mit weit offenen Augen vor sich. Vorsichtig lässt er den freien Arm und die Hand, einen Halbkreis zeichnend, über die erreichbare Umgebung gleiten. Er spürt Steine, Wurzeln, dazwischen Laub und Erde; Dornen stechen, Gehölz kratzt. Waldboden. Ihn schaudert. »Vielleicht finden sie dich – morgen oder übermorgen.« Er legt seinen Kopf, die Augen immer noch geschlossen, auf das feuchte Laub, die Kühle beruhigt. Er versucht, die Beine in eine andere Lage zu bewegen. Schmerzen durchzucken ihn, am ganzen Körper wird er ihrer gewahr. Sie lassen keinen Zweifel daran: »Du kannst dich bewegen, du lebst. Du solltest versuchen, hochzukommen.« Mühsam setzt er sich auf und stützt seinen Kopf, der zu bersten droht, auf seine Hände.

Sterne tanzen vor seinen Augen, Schwindel erfasst ihn. Aus dem Augenwinkel nimmt er glänzendes Metall wahr. »Mein Fahrrad!« Einzelne Bilder bleiben stehen, wecken Erinnerungen: der Weg, ein Fußweg durch den Wald, die Baumwurzeln, der Sprung mit seinem Bike über den Stein, das Gefühl von Freiheit, Stärke, körperlichem Gefordertsein und Glück; dann der Schreckensmoment, als sich das Vorderrad nicht mehr kontrollieren lässt, führunglos seitlich wegrutscht; der Baumstamm vor ihm, die Wipfel über ihm, die sich vor dem blauen Nachmittagshimmel drehen, das metallische Geschepper des Fahrrads, das Rascheln des Gebüschs; Stille ...

Matthias Bastiani, achtundzwanzig, ledig, Lehrer der Mittelstufe und Gemeinderatskandidat der Sozialdemokraten, sitzt vor der Baracke, die ehemals von den Arbeitern der Lehmgrube genutzt wurde, und wischt sich mit einer braunen Flüssigkeit Erde und verkrustetes Blut ab. Immer wieder überfällt ihn am ganzen Körper ein Zittern, die Schmerzen zehren an seinen Kräften, der Schreck sitzt tief, und die Bilder des Unfalls stellen sich immer wieder ein. Glücklicherweise war er zu dieser Hütte in der Lehmgrube gelangt, eigentlich eher zufällig. Er hatte sich im Wald aufgesetzt, hatte mehr verwundert als erschrocken seine Situation betrachtet. Seine Arme

und Beine waren zerschunden, das Blut aus den Wunden vermischte sich mit Erde und zerkrümeltem Laub. Langsam begann er, seine Glieder zu bewegen, angefangen bei den Zehen bis hinauf zum Hals. Durch die linke Schulter fuhr ein Feuerstrahl. Mühsam stellte er sich auf die Beine und lehnte sich an den Baumstamm, den er bei seinem Sturz offensichtlich gestreift hatte. Im nahen Gebüsch hing sein Helm, gespalten.

Drei Schritte zum Fahrrad, schwankend meisterte er sie. Mit der rechten Hand zog er es hoch und überlegte, wie ihm, der diese Strecke schon so oft gefahren war, dies hatte geschehen können. Sein Bike, dem er viel Aufmerksamkeit und Pflege schenkte, war ihm vertraut, ein beinahe persönliches Verhältnis verband sie. Er wusste, was er von ihm fordern durfte und wie es reagierte. Nun war das Vorderrad verbogen, der Reifen ohne Luft.

»Das also war es«, murmelte er vor sich hin und zog einen Nagel aus dem Gummi. Verwundert betrachtete er ihn: kurz und dick, mit einem viereckigen, gewölbten Kopf. Gedankenverloren steckte er den Übeltäter in die Hosentasche.

This, wie ihn seine Kollegen nennen, bewegte sich vorsichtig und langsam den schmalen Weg hinunter, das havarierte Fahrrad trotz der zuckenden Schmerzen auf der rechten Seite schiebend. Sein Blick war auf die Erde gerichtet, um

ja keinen Fehltritt zu tun. Seine ganze Aufmerksamkeit galt diesem Bemühen, während er, beinahe mechanisch, Schritt vor Schritt setzte. Aufkommende Übelkeit trieb ihm den Schweiß aus den Poren.

Im weichen, lehmigen Boden waren die Spuren von Fahrradreifen erkennbar, dazwischen Schuhabdrücke. Er achtete nicht darauf. Weit konnte er noch nicht gegangen sein, als er sich über sein Fahrrad beugte und sich übergeben musste. Für den Moment brachte es ihm eine gewisse Erleichterung. Wie er so da stand, den Blick auf den Boden geheftet, unschlüssig, ob er überhaupt weitergehen sollte, fielen ihm zwei Schuhabdrücke auf, die voller unregelmäßig verteilter viereckiger Vertiefungen waren. Die Abdrücke stammten nicht von den Gummisohlen mit dem bekannten Rippen- oder Kreuzprofil! Wie gebannt blieb sein Blick an den Eindrücken im Lehm haften. Hatte er Schuhe mit diesem Profil nicht schon irgendwo einmal gesehen? »Könnte das sein? Mein Vater«, This konnte an eine Erinnerung anknüpfen, »und seine Nagelschuhe aus der Militärdienstzeit?«

Diese *Zahnradfinken*, wie der Vater sie beinahe zärtlich nennt, mit Nägeln und Tricounis in der dicken Ledersohle, stehen, ausgefüllt mit einem Blumentopf, vor der Haustür der Eltern. »Eine Erinnerung an die vielen Märsche, die Ex-

erzierübungen auf dem Kasernenplatz und die Blasen an den Füßen«, lautet kurz und bündig Vaters Kommentar dazu.

Diesen Spuren folgte This, er wusste selbst nicht, warum. Sie wichen von der üblichen Bike-Route ab. Zwischendurch waren sie nicht mehr sichtbar, verloren sich im Laub, wurden unterbrochen durch Wurzeln und Steine, aber immer wieder zeigten sie sich und bestätigten ihm, dass er einem Menschen folgte, der diesen Weg vor Kurzem benutzt hatte. Eine unbestimmte Ahnung und die Hoffnung, dieser Jemand könnte ihm behilflich sein, leiteten ihn.

This trinkt einen Schluck Wasser aus einer roten, weiss getupften Tasse. Es kühlt seine brennende Kehle. Es dünkt ihn, noch nie zuvor etwas so Köstliches und Wohltuendes getrunken zu haben.

Der Mann, der seit ein paar Jahren in der Baracke der stillgelegten Lehmgrube haust, stand, als This mit seinem Fahrrad angehumpelt kam, vor der Tür am Wasserhahn und reinigte seine Schuhe. This sah es auf den ersten Blick: Es handelte sich um die Nagelschuhe, deren Spur ihn hierher geführt hatte.

Dieser unnahbare, misstrauische und immer mürrisch wirkende Mensch sah nur kurz von seiner Arbeit auf, musterte ihn mit seinen dunklen Augen, wobei sich die Brauen dicht zusam-

menschoben, schüttelte den Kopf, legte seinen Schuh zur Seite und betrat die Hütte.

This setzte sich auf die unterste Treppenstufe und wartete. Hinter sich hörte er die Tür knarren.

Der Hüttenbewohner hatte eine Blechschüssel in der Hand, in die er Wasser laufen ließ. Dazu goss er aus einer Flasche eine braune Flüssigkeit.

»Wasch dir damit die Wunden aus. Kamille, Arnika, Spitzwegerich und ein paar andere Kräuter sind da drin, die helfen bei der Heilung.«

This kennt den graubärtigen Mann, von allen Noldi genannt, von zufälligen Begegnungen. Man sieht ihn hin und wieder im Dorf, wenn er auf seinem alten schwarzen Militärvelo durch die Straßen fährt, um seine Einkäufe zu erledigen. Sein Bart teilt sich unter dem Kinn im Fahrwind, die Drillichhose, die er sommers wie winters trägt, flattert, und die Militärmütze, tief in die Stirn gezogen, sitzt fest auf seinem kahlen Schädel. Seine Fahrt führt immer am Schulhaus vorbei. Die Kinder auf dem Pausenplatz johlen, wenn sie ihn kommen sehen. »Lehmgrubennoldi – Dreckboldi«, tönt ihr Singsang – aber nur, wenn keiner der älteren Schüler oder eine Aufsichtsperson in der Nähe ist.

Vor ein paar Monaten versuchten ein paar Jungen der Abschlussklasse, Noldi aufzuhalten. Sie rissen seinen Korb vom Gepäckhalter, sodass

er ins Schwanken geriet und das Gleichgewicht verlor. Er stürzte und zog sich ein paar Schürfwunden zu. Der Lehrer, der dazukam, nahm die Schüler ins Gebet. Sie mussten sich schriftlich entschuldigen. Außerdem lud er Noldi zu einem Schulbesuch ein – seine ganze Überredungskunst musste er aufbringen – und bat ihn, von sich und seinem Leben zu erzählen. Noldi erwies sich als zurückhaltender, aber spannender Erzähler. Mit seiner wohlklingenden Stimme und seinen lebhaften Augen unter den buschigen Brauen schlug er die Schüler schnell in seinen Bann. Sie stellten viele Fragen, die Schulstunde war zu kurz, um alle zu beantworten. Noldis Lebensweg, der ihn in die alte Lehmgrube geführt und zu einem Einzelgänger hatte werden lassen, der seinen Mitmenschen aus dem Weg geht, machte sie betroffen. Diese Betroffenheit äußerte sich darin, dass sie sich seither ermächtigt fühlten, auf dem Pausenplatz als seine Beschützer aufzutreten.

This reinigt seine Wunden mit einem Gazetuch. Die Flüssigkeit brennt in den offenen Wunden. Allein die Tatsache, dass sich jemand um ihn kümmert und er etwas für sich tun kann, mildert bereits die unglückliche Situation.

Noldi beschäftigt sich neben ihm wieder mit dem Putzen seiner Schuhe.

Keiner von beiden spricht ein Wort. An den Nagel in seiner Tasche denkt This nicht mehr, bis

er, durch den Stoff hindurch, den Stich im Bein spürt. »Der Nagel!«, entfährt es ihm. »Stammt er von Ihrem Schuh?«

Er zieht ihn aus der Tasche und hält ihn Noldi entgegen. Dieser nimmt den Nagel wortlos in die Hand und hämmert ihn mit zwei, drei gezielten Schlägen in die dicke Ledersohle eines der beiden Schuhe – dorthin, wo er herkommt.

»Mein Sturz – wegen dem Nagel. Kümmert Sie das nicht?«

Noldi schaut ihn mit gesenktem Kopf unter den Brauen hindurch an. Ein prüfender, gerader Blick trifft This, dem er nicht standhalten kann.

Er wendet sich stattdessen wieder seinen Beinen zu. Er fühlt sich, als ob ein Muni auf einer Weide vor ihm stünde, gereizt durch ein rotes Tuch, jede Faser seines Körpers gespannt, bereit, mit voller Wucht und tief gesenkten Hörnern loszustürmen und ihn mit seiner Urgewalt hinwegzufegen.

Die geladene Stille löst sich erst, als Noldi seinen Blick wieder von ihm abwendet und auf die länger werdenden Schatten in der Grube richtet.

»Du und deine Wunden kümmern mich, weil du hier aufgetaucht bist und Hilfe brauchtest. Der Sturz mit deinem Fahrrad interessiert mich nicht. Weit mehr kümmern mich der Wald und die Pflanzen am Boden, die ihr bei euren verrückten Fahrten flach drückt.«



This will etwas erwidern, kann sich aber zurückhalten. Stattdessen schluckt er mit dem restlichen Wasser in der Tasse die Schmerztablette, die ihm Noldi reicht. Immerhin erlaubt er ihm, das Fahrrad ordentlich an die Hüttenwand zu stellen.

»Ein Bekannter wird es morgen abholen.«

»Ich dulde aber kein Auto in der Grube; sag ihm, gefahren wird nur bis zum Eingang.«

This bedankt sich und macht sich zum Gehen bereit.

Noldi brummt etwas in seinen Bart und wendet sich ab.

Den Eingang zur Grube bewacht immer noch das Wärterhäuschen mit den eingeschlagenen Fensterscheiben und der schief in den Angeln hängenden Tür. Der Schmerz in der linken Schulter hat etwas nachgelassen. This biegt auf die Naturstraße ein, dem Dorf entgegen.

Sommerferien hätten es sein sollen, wie sie sich This schon lange gewünscht hat, fernab von touristischen Zentren und Strandferienteint. Seit dem Unfall sind zwei Ferienwochen dahingeschmolzen und mit ihnen die Aussicht auf die geplante Reise mit Regine. Zwei Wochen, in denen This sein repariertes Bike nicht benutzen konnte und wegen der starken Schmerzen ohnehin keine Lust hatte, sich zu bewegen.

Der Arzt hatte einen Schlüsselbeinbruch diagnostiziert und ihm einen Rucksackverband verordnet, der über die Schultern führt und den gebrochenen Knochen stabilisiert.

Statt der Reise nach Finnland und der ersehnten Zweisamkeit in einem Holzhaus am Saimaa zog Regine zu This in dessen Wohnung, um ihm bei den alltäglichen Verrichtungen behilflich zu sein.

This denkt oft an Noldi, den Eremiten in der Lehmgrube, dessen spontane Hilfe, ohne nach dem Warum und Woher zu fragen, ihn berührt hat. Gleichzeitig hat ihn seine unnahbare, abweisende Art irritiert, im Nachhinein jedoch seine Neugier geweckt. Er ahnt, dass diese raue Art Noldis Panzer ist, mit dem er sein weiches, verletzliches Inneres vor unbefugtem Zugriff schützt.

This und Regine stehen vor dem Eingang zur Lehmgrube. In der gespannten Hoffnung, Noldi anzutreffen, atmen sie den Duft nach Kräutern und feuchter Erde ein, der ihnen entgegenweht. Man kennt Noldis unwirsche Art, Eindringlinge wegzuscheuchen. Am Morgen noch sah man ihn im Dorf seine Einkäufe erledigen. Hierher zu kommen war Regines Idee. Die Verkäuferin im Dorfladen hat ihr Noldis Lieblingsschokolade genannt. Mit dieser Süßigkeit, schön eingepackt, gehen sie nun entschlossen am alten Wärterhäuschen vorbei, biegen um die Kurve und sehen vor

sich in der Sonne die von Noldi bewohnte Baracke. This erinnert sich.

Es war am Anfang seiner Lehrtätigkeit im Dorf, seiner ersten Anstellung. Ein Teil der Dorfbewohner wollte den seltsamen Zugezogenen in der Grube nicht dulden. Verschiedene Argumente – fehlende Sanitäreinrichtungen, kein Abwasseranschluss, kein Wohngebiet, ein Imageschaden für das Dorf – brachte man vor, um ihn zu vertreiben. Man munkelte von Gefängnis, Drogen und einer unklaren Herkunft und fürchtete um die Sicherheit der Kinder. Man suchte nach Gründen, warum ein Mensch abseits der üblichen zivilisatorischen Annehmlichkeiten zu leben wünscht, und verstieg sich in absurde Spekulationen. Der Gemeinderat schickte eine hochrangige Delegation zur Firma Terracotta AG, der Eigentümerin der Lehmgrube. Doch diese ließ Noldi gewähren. Er übe dort eine Aufsichtsfunktion aus und gewährleiste, dass kein Unfug getrieben werde; man werde eine Baustellentoilette aufstellen und für deren Unterhalt garantieren, gab man der Delegation zu verstehen. Im Übrigen sei Noldi vertrauenswürdig, Sorge für sich selbst und falle niemandem, auch nicht der Sozialbehörde, zur Last. Also duldeten man ihn widerwillig, sehr zum Missfallen einiger angesehenen Dorfpersönlichkeiten, die begonnen

hatten, in der Grube stillschweigend Bauschutt zu deponieren.

Seither sind sechs Jahre vergangen, in denen immer wieder versucht wurde, den unliebsamen Bewohner mit Schikanen und Plagereien zu vertreiben.

Noldis Klagen bei der Dorfpolizei wurden als unbegründet zurückgewiesen oder blieben gleich völlig unbeantwortet.

Alle nannten ihn Noldi. Niemand sprach ihn mit seinem richtigen Namen *Arnold von Eichenberg* an. Dieser Name mit dem Zusatz *von* darin regte die Fantasie einiger Frauen, die sich nach dem morgendlichen Einkauf regelmäßig zu einem Kaffeeklatsch in der Bäckerstube trafen, zu abenteuerlichen Geschichten an.

Daran erinnert sich This beim Anblick von Noldis Behausung. Sie steht im Licht der nachmittäglichen Sonne. Der neue Farbanstrich, ein helles Grau, glänzt einladend, die massiven Fensterläden in einem satten Dunkelgrün wirken gepflegt. Noldi ist nirgendwo zu entdecken, und auch auf ihr Klopfen reagiert er nicht.

Nichts deutet auf Verwahrlosung hin, wie böse Zungen im Dorf behaupten. Geranien blühen vor den beiden Fenstern, im Gärtchen gegenüber der Haustür vereinigen sich Ringelblumen, Sonnenhut, Minze, Goldmelisse und

viele weitere Blumen und Kräuter, die This und Regine nicht benennen können, zu einer bunten Farbenpalette. Auf der anderen Seite der Baracke wölbt sich ein Holunderstrauch zur Hälfte über das Dach. Die ersten Beerendolden färben sich bereits dunkel. Brombeeren ranken empor, Himbeeren stellen ihre Früchte zur Schau, überragt von zahlreichen Sonnenblumen.

»Was sucht ihr hier?«

This und Regine zucken zusammen.

Unfreundlich und abweisend steht unvermittelt Noldi hinter ihnen. Am Halsband hält er einen Hund zurück, einen Berner Sennenhund, den er mit *Nicco* anspricht.

Ein leises Knurren verrät dessen Solidarität mit seinem Meister.

»Ich möchte mich bedanken für Ihre Hilfe vor zwei Wochen«, beginnt This etwas unsicher. »Ich weiß nicht, was ich gemacht hätte ohne Sie, Herr ...«

»Hier gibt's keine Herren, die sind alle im Dorf. Kommt mit, ich zeige euch die Art der feinen Herren.«

Noldi holt eine Schubkarre hinter der Hütte hervor, legt einen Pickel und zwei Schaufeln hinein. »Eine für dich ...« Er schaut Regine an und mustert dann This, der noch immer seinen Verband trägt. »Du bist für die Arbeit wohl nicht zu gebrauchen.«